

pekte zeigen individuelle Akzentuierungen, woraus die Vielfältigkeit des touristischen Geschehens resultiert.

## Literatur

- Bachleitner, Reinhard/H. J. Kagelmann/Alexander G. Keul (1998), *Der durchschaute Tourist. Arbeiten zur Tourismusforschung*, Wien/München: Profil Verlag.
- Bauman, Zygmunt (2002), »Der Pilger und seine Nachfolger. Spaziergänger, Vagabunden und Touristen«, in: *Der Fremde als sozialer Typus*, herausgegeben von Peter-Ulrich Merz-Benz und Gerhard Wagner, Konstanz: UVK, S. 163–186.
- Brilli, Attilio (2001), *Als Reisen eine Kunst war. Vom Beginn des modernen Tourismus: Die »Grand Tour«*, Berlin: Wagenbach.
- Casson, Lionel (1976), *Reisen in der Alten Welt*, München: Prestel.
- Freyer, Walter (2006), *Tourismus. Einführung in die Fremdenverkehrsökonomie*, München: Oldenbourg.
- Dunning, Eric/Norbert Elias (1986), *Quest for Excitement. Sport and Leisure in the Civilizing Process*, Oxford/New York: Blackwell.
- Henning, Christoph (1996), »Trottel unterwegs. Zur Geschichte des Anti-Tourismus«, in: *Gruppendynamik, Zeitschrift für angewandte Sozialpsychologie* 27/1, S. 7–10.
- Kiefl, Walter/Reinhard Bachleitner (2005), *Lexikon zur Tourismussoziologie*, München/Wien: Profil Verlag.
- Krippendorf, Jost (1984), *Die Ferienmenschen. Für ein neues Verständnis von Freizeit und Reisen*, Zürich/Schwäbisch Hall: Orell Füssli.
- MacCannell, Dean (1976), *The Tourist. A New Theory of the Leisure Class*, New York: Schocken Books.
- Mundt, Jörn W. (2006), *Tourismus*, München: Oldenbourg.
- Pott, Andreas (2007), *Orte des Tourismus. Eine raum- und gesellschaftstheoretische Untersuchung*, Bielefeld: Transcript.
- Schütz, Alfred (2002 [1945]), »Der Heimkehrer«, in: *Der Fremde als sozialer Typus*, herausgegeben von Peter-Ulrich Merz-Benz und Gerhard Wagner, Konstanz: UVK, S. 93–110.
- Spode, Hasso (1999), »Der Tourist«, in: *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, Herausgegeben von Ute Frevert und Heinz-Gerhard Haupt, Frankfurt/New York: Campus, S. 111–137.
- Ders. (2005), »Der Blick des Post-Touristen. Torheiten und Trugschlüsse in der Tourismusforschung«, in: *Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung* 2005 7/4, herausgegeben von Hasso Spode et al., München/Wien: Profil Verlag, S. 135–161.
- Stagl, Justin (1997), »Grade der Fremdheit«, in: *Furcht und Faszination – Facetten der Fremdheit*, herausgegeben von Herfried Münkler, Berlin: Akademie, S. 85–114.
- Ders. (2002), *Eine Geschichte der Neugier – Die Kunst des Reisens 1550–1800*, Wien: Böhlau.

Heinz Bude

## Der Überflüssige

Der Überflüssige von heute ist eine Figur des Unwahrscheinlichen, die sich nicht auf identitäre Merkmale festlegen lässt. Wahrscheinlich ist, dass das Kind von Eltern ohne Hauptschulabschluss bestenfalls den Hauptschulabschluss schafft und dass dagegen das Kind von Eltern mit Hochschulabschluss die Schule mit dem Abitur verlässt. An Nachweisen dieser Art, so wie sie durch PISA populär geworden sind, führt sich das gesellschaftliche Bewusstsein vor Augen, dass diejenigen, die unten sind, auch unten bleiben, und diejenigen, die oben angekommen sind, alle Anstrengungen unternehmen, sich oben zu halten. Man ist gleichzeitig empört und befriedigt. Empört über den Bruch des Versprechens der Gleichheit, befriedigt über die Aussicht auf Vererbung der erreichten Position.

Was einen freilich in Unruhe versetzt, sind die Geschichten von Bekannten, die ins Strudeln geraten, und von Unbekannten, die allem Anschein nach verloren sind. Von den Ersten fällt einem einer auf einem Fest zum runden Geburtstag auf, weil er zu viel redet, zu viel trinkt und zu viel schwitzt. Von der Frau nach 25 Ehejahren verlassen, vom Unternehmen nach zwanzigjähriger Leitungstätigkeit freigesetzt, vom Amt seit seiner Beschäftigungslosigkeit verfolgt und am Körper vom Alkohol gezeichnet, kann sich dieser Bekannte von früher in der Runde der mehr oder minder Arrivierten nur noch in Zynismus retten. Dieser verdeckt freilich nur die ungeheure Müdigkeit einer überflüssig gewordenen Existenz. An die Stelle des siegesgewissen ist ein verwundetes Selbst getreten.

Der Schreck rührt von der Vergleichbarkeit des Lebensschicksals her. Könnte einem das nicht auch passieren, dass man durch ein letztlich zufälliges Ereignis aus dem Tritt gerät? Es gibt keine Familie, die einen auffängt, keine Gemeinde oder Kirche, die einem Trost spendet, und vor allem kein Milieu, das mit Misserfolg und Absturz umgehen könnte. Wer im allgemeinen »Auf-

stiegsgeschiebe«, so Peter Berger und Thomas Luckmann (1980, S. 157) über die Welt der Statussucher, umknickt, kann ohne Halt und Zwischenstopp ins Leere fallen.

Dem im sozialen Nahbereich plötzlich auftauchenden Überflüssigen stehen die Überflüssigen gegenüber, die als aussortierte und entprägte Population eines ökonomischen und sozialen Wandels erscheinen. In den Orten der Deindustrialisierung kommen sie als überschüssige Bevölkerung vor, die da zurückgeblieben ist, wo die Arbeit verschwand. Man findet sie in Bremerhaven, wo die Werften, in Pirmasens, wo die Lederindustrie, in der Prignitz, wo die Landwirtschaft oder in Chemnitz, wo der Werkzeugmaschinenbau zusammengebrochen sind bzw. mit vielleicht einem Fünftel der vorherigen Beschäftigten profitabel weitergeführt werden können. Allerdings ist anders als in Detroit oder in Wales keiner dieser Orte völlig aufgegeben. Überall in Deutschland versucht man durch gezielte staatliche Renovierungsprogramme, die Orte des Niedergangs in Orte des Neuanfangs zu transformieren, wodurch das Schicksal einer bestimmten Gruppe von Überflüssigen endgültig besiegelt wird.

Wo die Kinder Beschäftigung in einem Hotel am Meeresmuseum oder auf einer Ferienanlage mit Reitgestüt und Golfplatz finden, ist für die Eltern kein Platz mehr. Diese kommen zwar selbst auf der Basis karger Renten oder von Hartz-IV-Einkommen halbwegs über die Runden, aber auch der gebraucht gekaufte japanische Kleinwagen, die elektronisch gesteuerte Gas-therme oder der auf Ratenkauf angeschaffte Flachbildschirm können nicht darüber hinwegtäuschen, dass es auf sie nicht mehr ankommt. Selbst der Schnaps, der einen früher wortlos zusammen sein ließ, bietet kein Entkommen mehr. Von der einstmals hochgehaltenen Sozialschicht einer neuen Modernität und Prosperität an der Küste und auf dem Lande hat sich nichts erhalten. Weil wesentliche Kapitel ihrer Biographie entwertet worden sind, fühlen sie sich wie die Ungestorbenen einer untergegangenen und verschwundenen Gesellschaft. Was sie können und was sie wollen, was sie erreicht haben und worauf sie stolz sind, spielt keine Rolle mehr. Der historisch-politische Raum, aus dem ihre sozialmoralischen Orientierungen stammen, ist von der gesellschaftlichen Landkarte verschwunden. Anscheinend sind sie so leer gebrannt, dass sie weder über die Energie zur Flucht in die

Utopie noch zum Protest gegen die Gegenwart verfügen. Der Ursprung aus einer rasanten Industrialisierung hat anders als in den abgehangenen Gebieten des Mezzogiorno oder in den vergessenen Ortschaften Albaniens keine Reste altmodischer Eleganz oder magischer Ritualität zurückgelassen. Es ist wie bei den »Zigeunern« Ost- und Mitteleuropas, die dadurch, dass ein sorgender Staat sie mit Neubauwohnungen und Gemeinschaftsschulen versorgt hat, den Handel, das Handwerk und die Kleinkunst als Handwerk des Überlebens verlernt haben. Not kann Sinn geben, bloßes Auskommen einem aber den letzten Mut rauben.

Die Überflüssigen sind nicht mit den Verlierern eines konjunkturellen Zyklus oder einer Intensivierung der Modernität gleichzusetzen. Die Verlierer stellen die andere Seite der Gewinner in einem Spiel mit Konkurrenten dar. Nach einem schematischen Begriff des Kapitalismus sind die prinzipiellen Gewinner unserer Ökonomie die Geldvermögensbesitzer, die aus ihrem Geld mehr Geld machen wollen, und die prinzipiellen Verlierer sind die abhängig Beschäftigten, die nichts anderes als ihre Beschäftigungsfähigkeit zu verkaufen haben. Der Kapitalismus, so wie wir ihn kennen, hat jedoch Ausgleichsprozeden entwickelt, die beiden Parteien klarmachen, dass sie sich in einem systemischen Zusammenhang befinden. Der »institutionalisierte Klassenkampf«, den Theodor Geiger als Resultat eines historischen Prozesses herausgestellt hat, ist insofern Ausdruck einer höheren Vernunft, als er dem Kapital demonstriert, dass es nicht ohne die Arbeit auskommen kann, weil sonst, mit Marx gesprochen, der »tendenzielle Fall der Profitrate« droht, und die Arbeit darauf stößt, dass sie auf das Kapital angewiesen ist, wenn sie nicht einem autoritären, mechanischen und identitären Sozialismus anheimfallen will. Es ist also für das gesamte Spiel konstitutiv, dass die Verlierer ihre Macht gegenüber den Gewinnern, und natürlich auch andersherum die Gewinner ihre Macht gegenüber den Verlierern, geltend machen. Wehe aber, wenn man weder als Gewinner noch als Verlierer in dem Spiel vorkommt. Dann hat man keine Adresse in den Konfliktarenen, in denen es um den gesellschaftlichen Zusammenhalt geht. Man ist überflüssig für die Gesellschaft derer, die berücksichtigt werden, deren Stimme zählt und die im Zweifelsfall eine bestimmte Verhandlungsmacht in die Waagschale werfen können.

Es ist diese ignorierbare dritte Position, die die Überflüssigen zu einer aporetischen Existenz machen. Sie können nicht einmal ein Handicap vorbringen, das einem nach den Dispositionen einer professionellen »Handikapologie« (Robert Castel) den Status als Behinderter, Unterprivilegierter oder Stigmatisierter einräumen würde. Die Überflüssigen sind im Prinzip beschäftigungsfähig, zivilisationsfähig und verwendungsfähig. Aber was sie können, braucht keiner, was sie denken, schätzt keiner, und was sie fühlen, kümmert keinen. Natürlich nimmt ihnen niemand das Recht, Rechte zu haben. Es erweist sich für sie nur als ein leeres Recht, dem kein Status entspricht. Die einzige Chance, auf sich aufmerksam zu machen und sich ins Spiel zu bringen, besteht darin, Probleme zu machen. Die müssen freilich eine gewisse Monstrosität entfalten, damit die Öffentlichkeit in Aufregung gerät über die Lage von »überflüssigen Menschen«, denen nichts anderes einfällt, als unsere Standards des gesitteten Umgangs und einer pfleglichen Lebensweise infrage zu stellen.

Vor diesem Hintergrund ist der Spielraum der Figur der Überflüssigen zu ermessen. Diese wirft erstens immer das Problem der Zahl auf. Die Überflüssigen sind die Überzähligen, weil für sie keine entsprechenden Stellen im Beschäftigungssystem und kein angemessener Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie existieren. In diesem Sinne ist von der »überflüssigen Generation« der Weimarer Republik gesprochen worden (Detlev J. K. Peukert), die sich um das »Recht der Jugend« gegenüber den »etablierten Alten« gebracht sah. Der Zyklus von Expansion und Überfüllung zunächst des Bildungssystems und dann des Arbeitsmarkts in den zwanziger Jahren führte besonders bei der jungen akademischen Intelligenz zu einer inneren Radikalisierung gegen das System, weshalb sich aus den Reihen dieser »überflüssigen Generation« eine Gruppe von »radikalen Verlierern« herauschälte, die sich dann als Weltanschauungsavantgardisten der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik hervortaten.

Mit dem Problem der bloßen Zahl geht zweitens eins des exzessiven, maßlosen und verstörenden Verhaltens einher. So werden die Überflüssigen zu den Infamen, die mit ihrem Verhalten die temperierte Mehrheitsklasse in Schrecken versetzen. In der Art und Weise, wie sie sich selbst und andere zerstören, erscheinen sie als Subjekte ohne Subjektivität. Man denkt an die »No-

go-Areas« in den vom Wohlfahrtsstaat aufgegebenen städtischen Bezirken, die sich als städtische Höllen der Not, der Immobilität und der Gewalt darbieten, die nur von einer Gesellschaft der Überflüssigen ertragen werden können. In solchen Zonen der sozialen Verbannung fristen diese Infamen einer herz- wie hilflosen Modernität ihr kurzes und einsames Leben.

Die Überzähligen und die Infamen gelten drittens als die Entbehrlichen. Hier stellen die Vorstellungen produktiver Potenzen, unabdingbarer Kompetenzen und generativer Vermögen den Maßstab dar. Die Überflüssigen sind entbehrlich, weil sie nichts mehr versprechen, nicht einmal die Möglichkeit ihrer Ausbeutung. Im Gegenteil, sie verursachen für die Allgemeinheit der Steuerzahler nur Kosten, die nie durch Gewinne sich werden ausgleichen lassen. Deshalb findet eine sozialinvestive Wohlfahrtspolitik, die von Nachsorge auf Vorsorge umstellt, an einer auf perverse Weise sich erneuernden Population von Überflüssigen ihre Grenze. Billige Unterhaltung und schlechtes Essen hat sie zu einem sozialen Abfall (»Trash«) gemacht, der periodisch beseitigt, aber nie zum Verschwinden gebracht werden kann.

Trotzdem stellt die Existenz von Überflüssigen für jede »anständige Gesellschaft« (Avishai Margalit) eine schwer zu relativierende Herausforderung dar. Sie beschwören die Idee einer Gemeinschaft, in der jeder und jedem ein Platz zukommt. Nicht unbedingt ein von höherer Stelle zugewiesener Platz, aber einer, der für alle Fälle frei bleibt. Die Überflüssigen appellieren durch ihr bloßes Dasein an das Versprechen eines sozialen Zusammenhangs, in dem niemand verlorengeht.

Von Jacques Rancière stammt die Formel vom Anteil der Anteillosen, die zum Kern der politischen Frage führen soll. Politik beginnt demnach damit, dass sich der Souverän nicht damit begnügt, den gerechten Anteil der Gruppen und Individuen nach einem Algorithmus der Leistung zu bestimmen, sondern dass er gerade für jene Verantwortung übernimmt, die es aufgegeben haben, sich selbst zu verantworten. »Die politische Tätigkeit«, schreibt Rancière (2002 [1996], S. 41), »ist jene, die einen Körper von dem Ort entfernt, der ihm zugeordnet war oder die die Bestimmung eines Ortes ändert; sie lässt sehen, was keinen Ort hatte, gesehen zu werden, lässt eine Rede hören, die nur als Lärm gehört wurde.«



## Literatur

- Berger, Peter/Thomas Luckmann (1980), »Soziale Mobilität und persönliche Identität«, in: Thomas Luckmann, *Lebenswelt und Gesellschaft*, Paderborn: Schöningh, S. 142-160.
- Bude, Heinz (2008), *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*, München: Hanser.
- Ders./Andreas Willisch (Hg.) (2006), *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, Hamburg: Verlag Hamburger Edition.
- Dies. (Hg.) (2008), *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Davis, Mike (2007), *Planet der Slums*, Berlin/Hamburg: Assoziation A.
- Luhmann, Niklas (1996), »Jenseits von Barbarei«, in: Miller/Soeffner (Hg.) (1996), S. 219-230.
- Müller, Max/Hans-Georg Soeffner (Hg.) (1996), *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Offe, Claus (1996), »Moderne Barbarei«, *Der Naturzustand im Kleinformat?*, in: Miller/Soeffner (Hg.) (1996), S. 258-289.
- Rancière, Jacques (2002 [1995]), *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wacquant, Loïc (2006), *Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays*, Basel/Berlin: Birkhäuser.

Rainer Paris

## Der Verlierer

Verlierer gab es schon immer. Der Verlierer ist keine Sozialfigur der Gegenwart, wohl aber scheint die heutige Gesellschaft einer sehr viel größeren Anzahl von Menschen als früher es nahezuzulegen, ihren Lebensweg und ihr Schicksal in einem solchen Deutungshorizont, also in Kategorien von Sieg und Niederlage oder Gewinn und Verlust, zu verorten. Die Ursache dafür liegt auf der Hand. Es handelt sich um eine einfache Konsequenz der von Peter Gross (1994) so bezeichneten »Multioptionengesellschaft«: Wo immer Menschen sich bis dato kaum denkbare, scheinbar unbegrenzte Steuerungschancen und Wahlmöglichkeiten eröffnen, müssen sie sich, ob sie wollen oder nicht, auch auf die schlechten Ausgänge und negativen Folgen getroffener oder auferlegter Wahlen einen Reim machen.

Das Weltbild des Verlierers verbindet zwei üblicherweise nicht unterschiedene Referenzsysteme: das Spiel und die Vergleichsrechnung. Verlierer ist, wer in einem Spiel unterlegen ist, und ebenso, wer in einer Situation, in der andere Gewinne erzielen konnten, Verluste erlitten hat. Alles, was Menschen tun oder was ihnen widerfährt, wird hier in ein simples, polares Interpretationsschema gepresst: Sieg oder Niederlage, Gewinn oder Verlust, Vor- oder Nachteil. Es gibt nichts dazwischen. Kennzeichnend für die Wirklichkeitskonstruktion des Verlierers sind das Tilgen jeder Gradualität und die Fixierung an scharfen Zäsuren, deren Angemessenheit und Geltung niemals zur Disposition gestellt werden dürfen. Das soziale Denken und Erleben ist ausgerichtet an kognitiven und moralischen Wasserscheiden, die jederzeit rasche und feststehende Urteile ermöglichen und Orientierungsprobleme gar nicht erst aufkommen lassen.

Verlierer zu sein, ist sowohl ein sozialer als auch ein mentaler Tatbestand. Tatsächlich in einem Wettstreit verloren oder angesichts neuer Umstände Einbußen erlitten zu haben, ist etwas anderes als die grundlegende Disposition, sich als Verlierer zu füh-